

Elmar Hartstock: **Es besingt ein Dichter das Bleibende**. Gedichte. (53 Seiten) edition böhner, Bad Salzuflen 1988.

Willy Mitterhuber: **Die Sanduhr**. Gedichte. (60 Seiten) von Loeper-Verlag, Karlsruhe 1988.

Wolf Peter Schnetz: **Der blaue Stein**. (24 S.) Druckhaus Mayer Verlag, Erlangen 1989.

Lyrik ist seit je in der Neuzeit ein heikles Kapitel in der Spannung von 'Angebot' und 'Markt' – und in Franken, wo es keinen wirksamen rein belletristischen Verlag gibt, besonders. Daher ist die 'Selbsthilfe' der Autoren, auch wenn sie keine Erstlinge vorstellen, legitim, bleibt aber problematisch. Haben die Lektoren solcher Verlage wirklich Kompetenz? Sind diese Lyriker gut beraten? Muß – so fragt man sich immer wieder – diese sensible, von Traditionen und Postmodernem überfrachtete Urgattung der Dichtung immer mehr zur Flut des Gutwilligen werden? Bis zur nachwirkend erkennbaren Handschrift in der Lyrik ist es immer weit gewesen, ein langer Prozeß des Reifens, auch bei den 'Löwchen', denen dann die wahrnehmbaren Krallen kräftig wuchsen. Geduld also, Selbstkritik bis zum Wehtun, jawohl – nicht das Publizieren immer wieder, wenn nur Variationen des bereits Gehabten kommen, sind rätlich. Aber der Kritiker weiß, tritt mit solchen Vorhaltungen zumeist und gerade in diesem Bereich den Schreibenden aufs Herz. Herzblut jedoch sollte beim strengen Handwerk der Kunst abkühlen und nicht die Maßstäbe überfließen. Wieder so eine Dusche für gutwillig Darbringende! Es urteile der Leser. Der Kritiker kann nur hinweisen, zu bedenken geben, auch er ist nicht unfehlbare letzte Instanz. Das macht den ganzen literarischen Bereich so verdächtig gegenüber den Literaturbanausen und nicht nur gegenüber denen.

Sei es drum: Hier also legt der begabte, eigenwillige und sich nicht nach Modethemen verrenkende **Elmar Hartstock** mit einer eigenen Titelgraphik seine neuen Gedichte vor. Er hat ein melos-sicheres Verhältnis zum Langgedicht odischer Prägung; das steht in einem reizvollen Kontrast zur scharfen Bildhaftigkeit und Beobachtung, zur Ironie und zum klugen Summeziehen:

Ich habe kein Bild
für Seen und Berge
in mir
kein Gleichnis mehr
für Feuer und Eis
deine oder des Himmels
Tränen
kein Wort
für Leid und Freude

das nicht schon
vor Zeiten
Glanz und Dunkel verlor

Doch
klingen in meinen Ohren
die Namen der Welt

Als ob sie
reden läßt
mit sich

Aber das
ist gelogen (Gelogen)

In solcher Haltung spiegelt sich Hartstock südliche Welt, Natur.

Das Titelgedicht fragt angesichts Roms 'Wen interessiert/letztlich/ die Ewigkeit 'allen Vergehens'. Diese Lyrik entgleitet nicht oft, dann aber 'hörbar' ins resignierende Klischee bei weitem thematischem Ausholen ('Begegnungen'). Sie strauchelt gleichsam manchmal im Parlando über die eigene Bitternis, fällt in einen Dennoch-Bildrausch ('Klang der Wahrheit'). Man darf diesen Lyriker nicht leicht nehmen, gerade nicht in seinen Schwächen, denn er könnte sich durch – 'schweigen' (?) – zu überzeugenden Stufen seiner Lebensgefäßtheit, dieser achtunddreißigjährige Ansbacher.

Willy Mitterhuber, in Weiden ansässig, hat mit seinen über sechzig Jahren einen ehrlichen Weg in reimliebende Form, in Urthemen der Lyrik, Liebe, Traum, Gottfrage und in Zeitsicht aus dem allen in nachdenklicher Beharrlichkeit, gefunden. Der neue Band 'Die Sanduhr' ist ausgestattet mit mitsprechenden, höchst meditativ wirksamen Aquarellen von Hans Joachim Stenzel (fast gleichaltrig wie Mitterhuber, als Breslauer in Nürnberg ansässig). Erwartung wir also weniger Entwicklung als Vertiefung der Suche, der stillen Zeitkritik:

Auf meinem Schreibtisch
ein weißes Blatt.

Ich bin des Gleichschritts
der Worte satt.

Ich habe die Worte
betastet, behaucht,
in Zweifel gegossen,
in Hoffnung getaucht . . .

Ich reimte auf 'Liebe' –
– ganz ohne Scheu.
Ein Schweigen reimen,
das wäre neu.
Die Hände spreizen

in Himmel und Wind,
– im Herzen ein Märchen,
daß Glückliche sind . . .

(Ein weißes Blatt)

Dieses voll zitierte Gedicht zeigt Stärken Mitterhubers (den Ernst der Außenseiterschaft mit dem Mut zur vollen Tradition der Nachklassik) und die Schwächen der Bilder, der Wortwahl, eben aus demselben Grunde. Manchmal steht Carossa nahe, dann 'Bennt' es ein wenig (Besiegt Fesseln), auch 'Rilkt'es ('Das Tanzkleid'). Die redliche Ungleichwertigkeit dieses Bandes läßt den Leser ohne Spannung tolerieren, Zustimmung und auch – leider – 'drüberlesen'. Hier gerade wäre ein guter Lektor hilfreich gewesen. Aber man weiß – da herrscht bei allem Überangebot in Wahrheit Berufs-Notstand!

Wolf Peter Schnetz, heuer fünfzig Jahre, in seiner Entwicklung hier bilderreicher Troubadour und dort montierender Zeitkritiker, legt mit dem schmalen Probeband 'Der blaue Stein' eine riskante Stufe vor, bei der man zögert – hätte sie in der Publikation nicht übergegangen, durch Arbeiten kritisch gefestigt, ausgefeilt werden können? Die blauweißen Graphiken Walter Försters sprechen gut für sich. Die Liebe zum Reim, gestreut und verschlungen, hingegeben wie Klangrausch angewandt, wird durch viele literarische Erinnerungen (Hofmannsthal 'Der Tor und der Tod' vor fast hundert Jahren scheint ganz nahe!) verdünnt; die bekenntnishaftes Schwermut, das Eintauschen in transparent gesehene Materie (Titelgedicht) verführen zu sprachlichem Dahingleiten:

Der Regen zieht in trägen Strichen.
Groß geht die Sonne in den Augen auf.
Schon ist die Finsternis dem Licht gewichen.
Ich atme tief. Schau,
wie sich alle Ängste legen,
wenn schöne Bilder uns bewegen.
Schau in das Licht, das klare Blau.

Der Wind rauscht in den Apfelbäumen.
Sein Atem weckt die Seele auf.
Sie taucht in einen Wasserlauf,
um sich als Spiegelbild zu träumen.
Ich bin aus abgewandten Räumen
zurückgekehrt. Ich rief
den alten Gott, der in den Augen schlief.

Muß hier noch auf die im Ohre wiederklingenden 'Anleihen', die wie um des Reimes willen herangezogenen Bilder aufmerksam gemacht werden? Schade – denn diese Probe ist durchaus kein Einzelaufguß von Neuromantik. Die Wind- Meer-

Traum-All-Ein-Vokabeln tauschen sich aus, es bleibt der Grundton von traurigem Übergang in neue Lebensstufen, von kritischer Zeitsicht ('Vergessen') die schon präzisen und unerbittlicher von Schnetz gegeben wurde. Hier erlebt der Leser ein Kampffeld in Gedanken und Sprache und Form. Schnetz bricht aus bisher von ihm Erreichten und sucht – sich selber, bekenntnishaft Töne, Lösungen – in einer ehrlichen Unsicherheit, die er wohl besser für sich ausgetragen hätte. Oder ist man gegenwärtig beim lyrischen Pluralismus gehalten, nur zu tolerieren, alles Tönen, Stöhnen, Wähnen hinzunehmen? Da sehe der Leser zu, dem es um Begegnung mit mehr als gutem Schreiberwillen geht.

Inge Meidinger-Geise

Roland Ehwald: Die Mittelaltermünzen von Würzburg 899 – 1495, Selbstverlag Nordheim/Rhön 1988, geb., 120 S. mit Abb., DM 27,50.

Der Verf. hat nach eigenem Bekunden (S. 1) alle ihm "zugängliche Fachliteratur, Fundberichte, Auktionskataloge und Händlerlagerlisten nach Mittelaltermünzen des Bistums Würzburg ausgewertet und zu einem Katalog zusammengestellt". Aber natürlich sind in diesem Buch nicht alle – wie es besser heißen sollte – mittelalterlichen Münzen des Bistums Würzburg verzeichnet; es gab in der Diözese ja einige Prägestätten mehr als nur die des Bischofs, beispielsweise die in Hall. Erfaßt sind die Prägungen der königlichen, seit 1030 bischöflichen Münzstätte in Würzburg, beginnend mit dem letzten legitimen Karolingerkönig Ludwig d. Kind (899 – 911) und endend mit Bischof Rudolf von Scherenberg (1466 – 1495), darüberhinaus die Prägungen der spätmittelalterlichen Nebenmünzstätten (Meinungen ist nicht vertreten) und in einem Anhang die Brakteatenfälschungen Nikolaus Seeländers (1690 – 1744). Die einzelnen Münzen werden abgebildet und genau beschrieben (man vermißt des öfteren Größen- und Gewichtsangaben). Mit Gewinn hätte der Verf. den Ausstellungskatalog "Die Zeit der Staufer", Bd. I und II, Stuttgart 1977 heranziehen können, der Würzburger Münzen in größerer Zahl beschreibt und abbildet, doch ist dies nicht der einzige Titel, den man im mageren Literaturverzeichnis vermißt (D. Steinhilbers "Die Pfennige des Würzburger Schlags", ohne weitere Angaben zitiert, ist bibliographisch nicht zu ermitteln). Äußerst bedauerlich ist, daß dem Verf. die älteste Würzburger Münzprägung unbekannt geblieben ist: ein Denar Ludwigs d. Frommen (814 – 840) mit der rückseitigen zwei-